



Vom islamistischen Terror bis zur Pandemie: fünf Jahre lang hat Volkmar Mühleis die europäische Hauptstadt erkundet, mit Beobachtungen im Straßenleben, Beschreibungen wie Wahrnehmungsskizzen, spontan, genau, frei assoziierend. Der deutsch-belgische Autor zeigt Brüssel abseits der Schlagzeilen und Nachrichten, er berichtet nicht, öffnet vielmehr den Blick, auf intime, vertraute Weise, um die Stadt immer wieder neu und anders zu entdecken. Nachdem sein *Tagebuch eines Windreisenden* eine Reise um die Welt unter modernsten Vorzeichen schilderte, taucht er mit dem *Brüsseler Tagebuch* in das Herz Europas ein, mit seiner Vielsprachigkeit und kulturellen Vielfalt, der kolonialen Vergangenheit und der surrealistischen Tradition, die bis heute nachwirken. Was den einen ein Inbegriff übertriebener Bürokratie und den anderen ein chaotisches Abbild der belgischen Gemengelage sein mag, entpuppt sich in den literarisch gezeichneten Bildern als ein schillerndes Vexierspiel des Fremden im Eigenen, Eigenen im Fremden.

Volkmar Mühleis, geboren 1972, lebt und arbeitet in Brüssel, wo er an der Kunsthochschule LUCA School of Arts Philosophie unterrichtet.

BRÜSSELER TAGEBUCH  
PASSAGEN LITERATUR



Volkmar Mühleis  
Brüsseler Tagebuch

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de/> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7092-0531-0

© 2023 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

Grafisches Konzept: Ecke Bonk

Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien

<http://www.passagen.at>

Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn







*für Sibylle Luithlen*



*Gare du Midi, Metrostation*

Besetzte Stadt, denke ich, sieben Monate nach den Anschlägen. Regelmäßig Soldaten mit Sturmgewehren, auf dem Weg zum Kiosk, vorbei am jüdischen Altersheim; in der U-Bahn, kaum ist man ausgestiegen, stehen auf dem Bahnsteig gegenüber vier von ihnen; zwischen den Passanten auf der Einkaufsmeile. Gelassen stehen manche fast den Tag ab, warten ab, dass nichts geschieht. Heute kam ich im Südbahnhof die Rolltreppe herunter gefahren, unters Erdgeschoss, und bei den Rhythmen des durchprogrammierten Keyboard-Straßenmusikers standen zwei von ihnen, entspannter als sonst. Gern hätte ich gedacht, einer wippte mit dem Fuß, und vielleicht tat er es sogar. Ich lief vorbei. Vorbei an den aufscheinenden Werbetafeln, dem Passfotoautomaten, der schon entgegenströmenden Menge. Ich hielt meine Chipkarte für die Metro auf die Lesefläche, die Türen sprangen vor mir auf, jemand drängte von hinten mit hindurch, bedankte sich, schnellte an mir vorbei. Vorbeier noch als vorbei, auf und davon, ein Wirbelwind, junger Kerl, sprang er in die aufheulende U-Bahn, im letzten Moment bevor die Türen sich schlossen. Einer, der keine Hindernisse kennt, dem keine Tür zu schmal ist. *Achtung, im Bahnhof sind Taschendiebe unterwegs!* Auch sie in vier Sprachen. Ich warte auf die nächste Bahn, und wieder die nächste. Ich warte ab. Der ganze Feierabendverkehr stürzt auf mich ein, nein, er jagt durch die Gänge, in die Züge, blockiert die Bahnsteige. Was nutzt in diesem Gewimmel ein Sturmgewehr, eines auf weite Sicht? Die Mülleimer aus Metall sind zugeklebt, durchsichtige Plastiksäcke hängen daneben, an Plastikgestellen. *Besetzte Stadt* der Improvisation. Wovor schützt der Tarnanzug in der Menge? Auf dem Smartphone: Fernsehbilder aus dem Straßenkampf – Aleppo.

Bilder aus dem Nahen Osten. Das Credo israelischer Sicherheitsexperten. *Achtung, die Islamisten sind unter euch.* Ich warte noch immer. Stundenlang bin ich gelaufen, nun ruhe ich mich aus. Und wenn es hier sein muss, in all der Hektik, dem Trubel, den rennenden Kindern, besorgten Eltern, Pendlern zwischen Schlaf und Arbeit, Alten, noch im Takt der Stadt. Worauf warte ich? Falsche Frage. Das Warten wonach, erschöpft und ohne Ziel, nach all den Stunden, die ich am Kanal gelaufen war, bis ich den Zug wieder hierin genommen habe, das Treiben mich einsog, in den untersten Stock, die tiefste Bahn, rasender Zug, rasante Bremsung, da springen erneut die Türen auf und Menschen drängen hinaus, hinein. Ich quetsche mich in ihre Mitte, stehe im Atem der Münder, schlechter Luft, sause mit, geschüttelt geht es durch den Tunnel, in dem blitzschnell Licht aufscheint, Kabel, Graffitis zu sehen sind, im Vorbeiflug, Schienengleitflug. Die Soldaten sitzen jetzt auf den Ladeflächen ihrer Geländefahrzeuge und rattern in die abendlichen Kasernen. Es hat etwas Friedliches, wieder sich selbst überlassen zu sein.

Exki, *gegenüber der Börse*

Du träumst von einem Morgenlicht, warm, das über den Blättern strahlt, die vor dem Fenster zittern, Herbstblätter, trocken, reif zum Fallen. Es ist nur die Lampe, die grell hinter deinem Rücken brennt, punktgenau über dem Boulevard im Fenster erscheint, wie in die Ferne gegangen. Ein Windzug rauscht auf, in voller Breite, doch es ist nur die Kühlanlage, die sich selbst in Betrieb nimmt, im konstant geregelten Großraumcafé (was immer ein Kaffeehaus war ...). Wieder und wieder das Zischen der Leitung, Kühlschranksgeräusche, zum sanften Säuseln der Musik, Röcheln. Eine Dame erstickt. Aber nein, Kinder spielen nur, jetzt rennen sie weg. *Herr Ober!* Die Bedienung steht hinterm Tresen, rechnet ab, reicht den Café Latte. Kellner gibt es hier nicht, jeder ist sich selbst Versorger. So kannst du sitzenbleiben, stundenlang, und niemand, der die eine Tasse abräumt, vor deiner Nase.

Der Lichtpunkt über der Straße, im Fenster nur sichtbar, langsam verliert er sich mit dem Aufbrechen der Wolken, dem Einbrechen

der Sonnenstrahlen, wüst und diffus, wuchert das Licht, es blendet dich, du schaust aufs Blatt, den *Schatten der Feder*. 1830 aber saß man hier nicht, auf der ersten Etage, gegenüber der Börse, und trank seinen Kaffee. Touristenpanorama, auch für dich, der du hier Jahrzehnte schon wohnst, ein eingeheimischer Fremder. Sprachfremder, Fremdsprachler, der wie im Sport die Hürden nahm, die Sprachprüfungen zur Arbeitserlaubnis, *wie viele Disziplinen beherrschen Sie?* Und das Gespräch wechselte vom Englischen ins Französische, Niederländische – bestanden. Wohlverdient trinkst du deinen *Lait russe*, *Koffie verkeerd* (Café Latte!), legst das Buch zur Seite, öffnest den Laptop, doch der Bildschirm verschwindet im grellen Widerschein. Du suchst erneut den Lichtpunkt, schwach nur dringt er durch die blendenden Strahlen, Sonnenflut, bis eine weitere Schicht Wolken über die Häuser streift, Kulissengeschiebe. Magritte in den Wolken, Komplize des Lichts. Auf dem Dach der Börse tummeln sich die Steinfiguren, grau wie die Tauben auf ihren Köpfen. Der Bau steht ungenutzt, geschlossen da, nur die weite Treppe dient als Bühne der Stadt, zu Demonstrationen, Feiern, Versammlungen, den Nachtschwärmern und Touristen, Verliebten und Versoffenen. Auch die Gedenkfeiern nach den Anschlägen fanden dort statt. Und wie Antwerpener Faschisten sie stürmten.

Ein Baukran winkt dir ins Fenster, schwenkt seine Schaufel.  
Jetzt fährt er die gelbe Warnlampe hoch.

Zeit zu gehen.

### *Die Kirche Sainte-Marie-Madeleine*

Allein mit dem Küster sitze ich in der Magdalenakerk und höre dem Glockenspiel zu, das vom Kunstberg her erklingt. Ich suchte einen Ort zum Hören. Ein Satz wie für die Kirche geschrieben. Ich glaube ihn nicht, lasse ihn so stehen, viel zu sehr mit mir beschäftigt als mit diesem Ort. Ich traue seiner Sprache nicht, die ich immer noch beherrsche. Dazu die vielen Zeiten und Stile, die sich hier mischen, gotische Spitzbögen, barocke Verzierungen, Glasfenster der Nachkriegszeit, moderne Ikonenmalerei, ein Fries im Stil der

Kubisten. Das Hören birgt eine Tiefe, die das Sehen nicht kennt, durch Fenster und Mauern dringen die Glocken, jetzt zur vollen Stunde, aus dem Turm, der Ferne. Ich sitze auf meinem Stühlchen, die Lehne im Kreuz, ein zusammengekauerter Christ, ein Bild wie für den Küster geschrieben, der aufsteht und seine Runde macht, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Auf dem Weg hierhin lief eine Geschäftsfrau an mir vorbei, auf Schwedisch regelte sie per Handy die ersten Verabredungen, während ihre linke Hand auf den Rücken gedreht war, den kleinen, straffen Lederrucksack zu halten, zu stützen, wie auch immer es ihr bequem war (oder nicht). Und während ich dies schreibe, ist ein altes Paar in die Kirche gekommen. Er spricht über die Darstellungen vom Kreuzweg, während sie sich auf seine Schulter stützt, liebevoll zu ihm gebeugt, und ihn sanft ermahnt: „Sprich nicht so laut.“ Ich spitze die Ohren weg, möchte ich meinen, aber das geht natürlich nicht. Also schaue ich weiter auf mein Blatt, lese die Zeilen noch einmal und warte, warte, bis ihre Schritte verklungen sind.

### *Das Schwimmbad Victor Boin*

Nichts schöner, als vor dem Schreiben einige Bahnen zu schwimmen. Wasserlinienlang, auf dem Rücken dahinzutreiben, den Blick bis weit unter die Decke, die Ohren im rauschenden Nass, bis einen der Nächste bespritzt, Schülergruppen vom Beckenrand springen, die Bademeister dazwischen pfeifen. Zum Glück hat das Schwimmbad einen alten Cafébereich, ohne Cafébetrieb. Hier darf man nur sitzen und zusehen, sich die Schuhe an- und ausziehen, neben den Müttern im Tschador, die auf ihre Kleinen warten, unter den Schwarz-Weiß-Portraits von Besucherinnen wie Besuchern – alle mit blumigen Damenbadahauben geschmückt –, zwischen Krabbelkindern und lesenden Vätern. Das alles in der freundlichen Strenge der Art déco, holzvertäfelte Geometrie, feiner, gerader Verstrebungen in der Fensterfront, in der das Wasser sich spiegelt, aufscheint, mit jeder Bewegung der Körper. Ein Zufallsensemble schreibt da seine Linien, auf der wasserflachen Bühne. Entlang des Beckens die Kabinen, für jeden Gast eine eigene, die Kleidung bleibt, wo sie ist, nur einer der vielen Bademeister kann

die Holztür öffnen, hat man sie einmal kräftig – mit einem Ruck in die Zwischenkriegszeit – zugezogen. Das eine, große Becken passt sich vollends ein in die geradwinkelige Gestaltung, Art déco wurde für Schwimmbäder geschaffen, so scheint es. Schülerinnen und Schüler drängeln unter die beiden einzigen Haartrockner in der Ecke, eine Kindergruppe mit Schwimmreifen wagt sich ins Getümmel der überhitzten Jugendlichen, quietscht, die Betreuerin müht sich, ihre Entenschar beisammenzuhalten, da kommt ein Bademeister und bittet, den Reifen doch in der Halle zu lassen. Schon wollen die nächsten vorbei, der Pegel steigt, denn der Feierabend spült die Berufstätigen an, Sportler, Schwimfflossenschwimmer, Wasserläuferinnen im Discobeat.

Ich mache einen Schmetterling und tauche durch die Menge.

*Montagsmarkt, Place Van Meenen*

Ein Messer genügt, für das Abendbrot auf dem Markt. Sie sitzen auf dem Bordstein und teilen die Avocado, den Wein. Die Flötistin und ihr Gitarrist fehlen heute, auch der Akkordeonspieler. Gleich hinter ihnen markiert ein Hund sein Revier, auch er ein Marktgänger, was gibt es für ihn nicht alles zu riechen? Das würzige Grillfleisch beim Libanesen, Puderzuckerhauben der in Brüssel mit Schokolade gefüllten Berliner Ballen, verschütteten Wein, auf dem Schoß der Dame, ein anderes Hündchen springt sie an, auch eine Dame. *Babette! Non! Non, Babette!* Er wittert im Abgasgestank die Mailänder Schnitzel vom Café gegenüber, läuft am Blumenhändler vorbei, schlängelt sich durch die Beine, von Menschen und Tischen, nach dem Wochenende ist vor dem Wochenende, so feiern bei gutem Wetter hier Hunderte in den Abend. Die Sonne sinkt unter den Lampions hinweg, den Girlanden, und heute noch früher, zur Winterzeit, an Halloweenabend, der Nacht vor Allerheiligen. Hexenkinder huschten bereits durch die Menge, die Kürbisse gehen zum halben Preis. Der Hund hat seine Runde gemacht, die jungen Leute stehen auf, kramen in ihren Rucksäcken und Taschen – *sie sind auch Musiker!* Gestärkt greifen sie zur Klarinette, Geige, zum Akkordeon, und intonieren erste Halbtöne, gleitende Töne, Über-

gänge, Balkangesänge. Der Hund hat sich hinter die Hecke gelegt, bergauf- und hinabfahrende Straßenbahnen kreuzen die Kurven. Der milde Abend macht den Kindern offensichtlich Laune, Hoffnung, endlich dürfen sie lange wachbleiben, schnattern und kichern, kein Regen stört das Fest und ganze Menschentrauben umringen die Stände. Gruselkunststücke werden heute geboten, *wer nichts gibt wird zu Stein!* Da fällt mir ein, ich habe gar nichts im Haus, vielleicht sollte ich selbst noch eine Runde auf dem Markt machen, Süßigkeiten kaufen, *Palets des dames*, Waffeln, Mandarinen. Die Kinder erschrecken eine Frau, aber die hört nichts, hat den Kopfhörer auf und gestikuliert rhythmisch vor sich her. Der Hund lugt hinter der Hecke hervor, Publikum haben die Musiker keins, und auch sein Herrchen scheint noch weit zu sein. Ich bestelle ein Bier und versuche als einziger zu klatschen, mit Portemonnaie und Flasche in der Hand. Schon packen sie wieder die Instrumente ein. Die kurze Zugabe nach einem langen Abendbrot? Wer weiß. Der Hund wedelt Babette hinterher, und auch ich folge meinem Instinkt, nach Hause.

### *Ravenstein Galerie*

Ein stiller Mittwochnachmittag in der Ravenstein Galerie. Ein kleinteiliger, freundlicher Mosaikboden führt an den Wänden hinauf, zur ersten Empore, und über die Säulen bis in das runde Glaskuppeldach, selbst in zigfache kleine, viereckige Glasbausteine unterteilt, der Boden reicht so gen Himmel, und das gewölbte Himmelszelt baut auf den Mustern der Erde auf. Fehlen nur noch die Wolken. Ein in Stein gefasster Brunnen, mit dem Glasrund als Wasserkuppel. Allein sitze ich darunter, darin, auf der Terrasse des Cafés, während Passanten den langen Gang von der Gare Centrale zu den Treppen nehmen, die links und rechts zur ersten Empore weiterführen, in Richtung Palais des Beaux-Arts, kurz BOZAR genannt, in ausdruckslos großen Buchstaben. Unter der Empore reihen sich Kunstbüros, sitzen Kulturschaffende in den Ladenzeilen und kreiern an ihren Computern. Auch die obere, zweite Empore ist hellerleuchtet, auch dort keine Läden, nur Büros. Ein Kulturtempel, mit einer Ausstellung in der Halle, *Street Photography*, von tief in den Raum hängenden, asiatischen Fischtüchern gekrönt. Eine Frau löst



ein Bild von der ebenfalls aufgehängten Stellwand und steckt es ein. Ich sage nichts. Die Veranstalter diskutieren im Schaufenster ihres Büros, vielleicht über die nächste Ausstellung, das fehlende Geld. Der Mittelstand rockt sich in die Misere, alle wurden Künstler. Ein Leben in der Galerie, und war es nur ein Einkaufstempel, der ihnen Obdach bietet. Das Geschäft läuft weiter, anderswo. Ich würde Alexis und Philippe Dumont, den Architekten dieses schönen Hauses, gern einen Kaffee anbieten, um über sein Entstehen mit ihnen zu plaudern, die Bauphasen, Verzögerungen, Überraschungen, bis zur Einweihung im Jahr der Brüsseler Weltausstellung, 1958. Doch schon kommt die Frau zurück und befestigt ein anderes Bild an der hängenden Holzplatte. Dann ist sie auch eine Kuratorin, Praktikantin, Mitarbeiterin hier? Ich schaue es mir von Nahem an.

Und hänge es wieder ab.

### *Place Poelaert*

Eine Kugel fürs Vaterland, eine große Christbaumkugel. Monumental hängt sie vor dem Denkmal zum Gedächtnis der belgischen Infanteristen, die in den beiden Weltkriegen von ihren deutschen Angreifern ermordet wurden – in einem quadratischen Gerüst, ein Bühnendekor für die rundum spiegelnde Verzierung. Das Denkmal, ein Stein für Stein getürmter Obelisk (und woher sonst könnte der Name Obelix stammen, wenn nicht aus der Brüsseler Melange französisch-flämischer Endungen?), krümmt sich in der Kugel himmelweit, in die unendliche Umrundung, auf Christbaumgröße gebannt. Weihnachten im Land der Riesen. Auf der Spitze des Obeliskens thront ein anderer Königsschmuck, eine vergoldete Krone, im Schatten des vollends überproportionierten Justizpalastes, einer entgegen aller römischen Strenge, mit römischen Anleihen übertrieben protzig gesteigerten Schauarchitektur des 19. Jahrhunderts, als Belgien noch eine Weltmacht war, zumindest im Kongo. Auch ihn krönt mächtig das strahlende Halbrund royalen Anspruchs, einem Propfen gleich, blattgoldumspielt. Die Halbkugel verspricht keine Seligkeit, noch weniger als die gigantische, einsam ins Viereck gespannte Weihnachtswelkugel. Und ich setze mich in

der Kälte auf eine der Aussichtsbänke am Denkmal, schaue ins rosige Morgenrot, während hinter mir das Treiben auf der Louisa-Einkaufsmeile beginnt. *Elvis Has Just Left The Building* schießt es mir durch den Kopf, und Justitia, die blinde Göttin, ist *shoppen*.

Tout Bon, *Place du Luxembourg*

Die Kolonne, angeführt von einer Gruppe Polizisten auf Motorrädern, hält mitten auf der Straße. In beide Richtungen wird der Verkehr gesperrt, Passanten postieren sich, Fußgänger, neugierig auf die Karosse starrend, aus der ein afrikanischer Diplomat steigt, und die meisten gehen weiter. Vorbei an dem maghrebinischen Jacques Brel, der elektrisch die Straße kehrt. Ein Gesicht, wie für van Gogh geschaffen, wenn er die brabantischen Bauern und Bergarbeiter der *Wallonie* portraitierte, in holzschnittartigen, kantigen Zügen, puppenhaft, grob, in dunklen Tönen. Nordafrikaner gab es in Brüssel wohl nur wenige in der Zeit als Vincent hier lebte, Ende des 19. Jahrhunderts, wer weiß. Ich bin in den Vorhof der Europa-Bediensteten geflüchtet, le *Tout Bon* an der Place du Luxembourg, direkt gegenüber der Fassade von einem der ältesten Bahnhöfe in Brüssel, die Gare du Luxembourg. Nur die Fassade steht noch, nachdem Besetzer das Haus retten wollten. Schaufensterarchitektur. Dahinter erhebt sich der psychedelische Ordnungsraum eines staatstragend frankophilen Architekten, aufstrahlende Rundbögen greifen das Motiv der klassizistischen Bahnhofsfassade auf und überhöhen sie, völlig überproportioniert, hinein in den tristen Novemberhimmel. Ohne jede Gebrochenheit, Relativität, Verhältnismäßigkeit, ragt das Gebäude des europäischen Parlaments ins Viertel. Hier wollte jemand mit großer Geste eine Verbindung schaffen, zwischen alt und neu, dem Belgien, wie van Gogh es kannte, und dem Sitz aller Europäer. Am Nebentisch küsst eine junge Frau ihrem Freund die Marmelade aus dem Bart. Dachte ich kurz. In diesem Café gibt es für alle etwas: English Breakfast, *Continental*, Cappuccino italiano. *Tout Bon*, keine Kompromisse, *there is no alternative*, DON'T BE EVIL. Slogans der Weltpolitik, Internetriesen, *Gastro-Experts*. YOU WILL BE LUCKY. Ich trinke mich durch die Länder Europas, Earl Grey, Cappuccino nach Wiener Art, *haben Sie auch Filterkaffee?* Hier

endet Europa, kulinarisch ist der deutsche Export beschränkt. Noch immer. Warum gibt es keinen Pflaumenmus in Belgien zu kaufen, *Aachener Pflümli*? Halten die *Lütticher Sirup*-Fraktionen dagegen? Hat man es schon über Eupen, Malmedy versucht, den deutschsprachigen Zipfel Belgiens? Was stört es die Engländer hinter mir. Sie werden hier immer ihre Sprache sprechen können, was brauchen sie noch die europäischen Provinzen? Die Jugend pflichtet ihnen bei, auch wenn sie gegen den Brexit war – eine andere Fremdsprache als Englisch sprechen auch die jungen Flamen, Wallonen, Rheinland-Pfälzer und Tiroler nicht. Europa in den Grenzen des Populismus.

Der maghrebische Jacques Brel kommt mit seinem Straßenstaubsauger um die Ecke, gefolgt von einer Schlange von Schulkindern, immer der Lehrerin nach, die auf den Parlamentsklotz zuhält, wo sich seit kurzem das Informationszentrum des Europäischen Parlaments befindet: *Parlamentarium*. Auf dass es bewahrt, wofür es steht (und nicht irgendwann auf Crowdfunding angewiesen sein wird, wie schon die nationalen Museen in Belgien, die in der Bevölkerung nach Geld angeln, um ihre Meisterwerke zu restaurieren. *Retten auch Sie einen Gauguin!* Retten auch Sie Europa?). Zwei Frauen füttern ihre Smartphones, während die dritte Frau zum Fenster hinaus blickt – überfordert, kontemplativ, unansprechbar, und das im Clan ihrer Mitstreiterinnen, Kolleginnen, Konkurrentinnen, *I don't know*. Die Rollkoffer der beiden Jungparlamentarier tropfen in der Ecke vor sich hin. Auch mich erwartet hier gleich die Arbeit. Vincent und Jacques sind nur Schatten unserer selbst.

### *Gare Centrale*

Der Soldat, dein Freund und Helfer. Ich sitze im Hauptbahnhof und versuche mich daran zu gewöhnen. Die generierte Stimme der Ansagerin wird jedenfalls nicht zittern, wenn hier Schüsse fallen, eine Bombe hochgeht. In Amsterdam hörte ich jahrelang den gleichen, leibhaftigen Ansager im Centraal Station die Gleisänderungen und Verspätungen durchgeben und fühlte mich bei jeder Ankunft aufs Neue willkommen. Jetzt bereitet alles auf die gesellschaftliche Abkühlung vor. Welche Gedenkstätten wird man

uns bauen? *Sponsored by Starbucks*. Auch im Hauptbahnhof die Inschriften zum Gedenken an die Toten der beiden Weltkriege, an Eisenbahner, die bombardiert, gesprengt wurden, erschossen. Ein Soldat hat sich vor mir am Geländer postiert, beschützt er mich, bin ich mit ihm eine Zielscheibe? Vor einigen Jahren sprach ich in Uccle mit einem Mann, der als Junge im Versteck bei einer Frau die Judenverfolgung der Nazis überlebt hatte. Als sein Vater deportiert wurde, war es ihm gelungen auf einen Zettel zu kritzeln, dass er mit dem Zug nach Deutschland gebracht werde, darauf die Bitte, diese Nachricht an folgende Adresse in Brüssel zu schicken. Der Umschlag mit dem Zettel war im Ruhrgebiet, in Essen, abgestempelt worden. Offenbar hatte ein deutscher Eisenbahner ihn an der Strecke gefunden.

Paul, *Rue Royale*

In der hintersten Ecke des Cafés sitze ich, gleich neben der Backstube, wo gelacht und geschäkert wird, die heißen Croissants durch die offene Tür duften, Tablets zur Theke wandern. Auf den Stühlen stapeln sich Mäntel und Einkaufstaschen, mit jedem Laptop wird der Kaffeetisch (*de koffietafel*) zur Schaltzentrale. „C'est l'amour!“, ruft eine Frau aus der Backstube, „la jeunesse!“ Die Chefin, Bäckerin? Hat jemand seine Hochzeit angekündigt? Wird da die Torte fürs Fest gebacken? Die italienischen Mütter mit ihren Töchtern genießen ihr Frühstück am Nebentisch. Auf dem Hinweg lief ich zufällig hinter einer Frau, die über Skype mit ihrem Mann auf dem Smartphone sprach, immer sein Bild im Blick, wie er über den Computer gebeugt am Tisch saß, den Bildschirm verschob, die Kinder kamen, *hallo Mama!*, und sie küsste ihr Smartphone, das Bild der Kinder - vom Vater nur simuliert? Die Ängste denken mit, dabei freute ich mich für die Frau, die ganze Zärtlichkeit sprach aus ihrer Geste, von ihren Kindern getrennt, im Gewühl, unterwegs zur Arbeit. Ich bückte mich und schnürte meine Schuhe, nur um sie länger beobachten zu können, im dichten Morgenverkehr zwischen Toison d'Or und der Avenue Louise ... Jetzt ist der Ofen wohl abgestellt, es wird frisch hier in der Ecke. Die Bäckerin flirtet weiter mit ihrem Kollegen, und ist